

Kapitel 1: Normalität als Katastrophe

»We like to think the world revolves
around the Jeep Grand Cherokee.
But actually it is the other way
around.«

Werbung aus dem Jahre 1992

Abb. 2: Aggressives Autodesign mit aufgemalten Blutspritzern



Photo von Hannah Heckhausen

Where is the panic?

Ich wandere mit ein paar Freund*innen in der Nacht eine Landstraße entlang.
Die Zikaden hüllen uns in ihr Sommerkonzert, die Sterne funkeln aufgrund

des schwülen Wetters heute eher schwächlich. Plötzlich durchbricht ein Blitz die nächtliche Geborgenheit; ein Fauchen, welches beunruhigend schnell lauter wird. Ein gleißend weißes Licht saust uns in rasendem Tempo entgegen. Wir sehen und hören plötzlich nichts mehr als die herannahende Gefahr. Die aggressiv zusammenlaufenden Augen strahlen so hell, dass alles andere dunkel wird. Instinktiv wissen wir an den Rand der Straße auszuweichen, lassen das laute Monster vorbeizischen. Es zieht einen roten Schweif hinter sich her und schon ist es wieder verschwunden. In unseren Rücken röhrt es noch ein bisschen. Zaghaft öffnen sich unsere Augen und Ohren wieder. Es wirkt so, als ob die Wesen der Nacht nach dieser kurzen Atempause wieder ihr normales Wuseln, Murmeln und Zwitschern aufnehmen. Die Bäume rascheln, die Nachtvögel singen wieder. Wir Menschen gehen weiter, nehmen das Gespräch von vorher unbeeindruckt wieder auf und tun so, als sei nichts passiert.

Ich stelle mir manchmal vor, diese Szene widerfährt einer meiner Vorfahr*innen vor, sagen wir mal, 300 Jahren irgendwo im mitteleuropäischen Flachland. Falls diese Person den ersten Schock über diesen unbegreiflichen Vorbeiflug eines dämonischen Wesens überlebt hätte, wären ihre Erzählungen wohl in den Kanon der lokalen Sagen und Mythen eingegangen. Ich sehe sie am Abend darauf am Lagerfeuer sitzen und aufgeregt die Geschichte von einem rußspeienden Drachen, dem sie glücklicherweise entkommen konnte, der gebannten Dorfgemeinschaft erzählen. Wahrscheinlich hätten sich ihre Kinder und Kindeskinde noch von diesem brüllendem Dämon in immer ausgeschmückteren Mythen von lokalen Monstern einen nächtlichen Gute-nachtgeschichten-Schreck eingejagt. Der Vorbeiflug hätte es in die lokalen Lieder und Geschichten gemacht, begleitet von Warnungen davor, allein des Nachts im Feld unterwegs zu sein und auf trügerische Funkelaugen in der Nacht zu achten.

Für uns hingegen, als an die modere Variante des »Guten Lebens« gewöhnte Menschen, hat diese Szene etwas so Alltägliches, dass sie kaum je eine Erwähnung finden würde. Selbst während einem eine solche geschieht, ignoriert man sie meist geflissentlich, auch wenn man das Gespräch oder den Gedanken kurz unterbrechen muss, weil das Gefährt in dieser Splitsekunde der Vorbeifahrt zu laut und zu bedrohlich ist. Der Rücken mag sich leicht verhärten, der körperliche Adrenalinspiegel steigen, doch zumeist ist man eh ganz woanders mit den Gedanken – genauso wie die vorbeifahrende Person.

In diesem ersten Abschnitt möchte ich entwickeln, wie diese unsere Normalität eine ökologische Katastrophe darstellt und welche politischen wie analytischen Folgen und Probleme aus diesem Umstand hervorgehen. Üblicher-

weise werden Normalität und Katastrophe als einander gegensätzliche Begriffe verstanden, was ihre Gleichsetzung kontraintuitiv macht. Normalität setzt unsere begrifflichen Rahmen, Erwartungshaltungen und Ideen von Stabilität und Richtigkeit. Genau diese Normalität als Katastrophe zu verstehen, bedarf eines spekulativen Abstands, der kaum im *normalen* Alltag herzustellen ist. Aus diesem Grund wird das erste Kapitel dieses Abschnitts sich weit in die eher diffus erscheinenden Bereiche der Spekulativen Fiktion wagen, um von diesen fernen Ufern ein Verständnis unserer Normalität zu entwickeln, welches aus den konkreten Bezügen unserer Alltäglichkeit kaum herzustellen ist. In einer Art Cut-Up wird versucht etwas zu evozieren, welches durch die starken Normalisierungstendenzen der modernen Kultur zumeist unwahrnehmbar und unadressierbar bleibt. Es geht an die Ränder des innerhalb der Moderne Verstehbaren und wird folglich für manche mit (sehr modernen) Ansprüchen von Klarheit, Eindeutigkeit und Stringenz unbefriedigend bleiben. Das zweite Kapitel dieses ersten Abschnitts wird sich dann durch vorwiegend historische Rückblicke mit der *Normalisierung* dieser Katastrophe beschäftigen, während das dritte und diesen Abschnitt abschließende Kapitel die Frage nach Bedingung und Möglichkeit einer *Politik gegen das Normale* stellt – eine Aufwärmarbeit für die später folgenden Abschnitte zu Utopien und Politiken jenseits des Anthropozäns.

»*I want you to panic*« – dieser berühmte Satz Greta Thunbergs, ausgesprochen vor dem EU-Parlament im Jahr 2019, bezeichnet das ambige Verhältnis zur Klimakatastrophe, welches unsere Gesellschaften weiterhin prägt. Die letzten Jahre haben einen massiven Einstellungswechsel zum ökologischen Problem auf höchsten politischen Ebenen gesehen. Wurde es vor nur wenigen Jahren noch eher verschwiegen, haben mittlerweile zahlreiche Staaten, das EU-Parlament und sogar der Papst den »globalen Klimanotstand« ausgerufen. Der UN-Generalsekretär António Guterres (2022) bezeichnete in einer vielbeachteten Rede im April 2022 »Investitionen in neue fossile Infrastruktur« sogar als »moralische[n] und wirtschaftliche[n] Wahnsinn«.

Dennoch ändert sich viel zu wenig. Um bei unserem Fokuspunkt der Automobilität zu bleiben, wird nach allen seriösen Prognosen sowohl die absolute Anzahl der Autos als auch deren durchschnittliche Größe, wie auch die Gesamtkilometerzahl der automobilen Straßeninfrastruktur nicht nur global, sondern selbst in »entwickelten« Industrienationen, die kaum mehr eigenes Bevölkerungswachstum verzeichnen, in den nächsten Jahren weiterhin massiv steigen. Der Rückbau von Autobahnen oder Autoabhängigkeit ist als politisches Projekt nach wie vor in weiter Ferne. Der dicke SUV scheint immer

noch für mehr Menschen dem Ideal des verwirklichten guten Lebens zu entsprechen, als eines, welches nachhaltigen Standards zu folgen versucht.

In dieser Gemengelage kann Panik zur politischen Forderung werden. Es mag eine*m auf den ersten Blick gar nicht auffallen – weil es eben so normal ist – aber Panik ist in keiner anderen Katastrophenlage eine politische Forderung, sondern viel öfter ein politisches Problem. »Keep calm and carry on« ist der mittlerweile berühmte propagandistische Beruhigungsversuch der britischen Regierung während des Bombenterrors im Zweiten Weltkrieg gewesen. Auch bei Vulkanausbrüchen, Erdbeben, Pandemien oder Terroranschlägen würde es weder Aktivist*innen, noch Politiker*innen einfallen, die Bevölkerung zu Panik aufzurufen. Vielmehr bedarf es in normalen Katastrophensituationen der Beruhigung und Besonnenheit, um in dieser Ausnahmesituation möglichst effektiv die nötige Arbeit zu verrichten.

Was macht die Klimakatastrophe also so anders? Rational wissen wir von der Misslichkeit der Lage. Am »Erdüberlastungstag« oder »Earth Overshoot Day«, der jedes Jahr früher eine müde Schlagzeile macht, rechnen wir uns vor, dass an diesem Tag alle regenerativen Ressourcen des Planeten verbraucht wären, wenn alle menschlichen Erdbewohner nach US-amerikanischen (14. März), europäischen (10. Mai), deutschen (3. Mai) oder österreichischen (6. April) Durchschnittsmaßstäben leben würden. Wir wissen abstrakt, dass unsere Vorstellungen des Guten Lebens ein vampirisches Verhältnis zum Planeten verlangen. Es ist unschwer diesen durch alle Medien gehenden Meldungen zu entnehmen, dass der normale Hergang des modernen Weltgeschehens eine planetare Katastrophe darstellt, deren Ablaufzeit wie eine Bombe tickt. Aber es ändert sich angesichts dieser Perspektive kaum etwas am Ideal des Guten Lebens und dessen weiterer Ausbreitung. Unsere hegemonialen Ideen von guter Wirtschaftsentwicklung und Chancengleichheit garantieren, dass der Verbrauch von Erden im globalen individuellen Durchschnittskonsum von Ressourcen von derzeit 1,74 Erden pro Jahr weiterhin steigen wird. Immer mehr Menschen wollen so leben, wie es der »American Way of Life« ursprünglich versprochen hat. Und wenn sich dieser zunehmend bedroht fühlt, bewirkt dies bei vielen eher eine Verhärtung in alten als ein Suchen nach neuen Idealen. Die Politikwissenschaftler Markus Wissen und Ulrich Brand weisen in ihrer Studie zum SUV darauf hin, dass die Motivation zum Kauf eines noch umweltschädlicheren Vehikels zumeist nicht aus einer Haltung des Unwissens oder Leugnens der Klimakrise erfolgt, sondern als *Reaktion* auf diese (Brand & Wissen 2019, Kapitel 6). Wenn das Wissen von der Umwelt als katastrophale Bedrohung wächst, neigen große Teile der Bevölke-

rung dazu, sich durch noch massivere Grenzmauern und Stahlkarosserien im toxischen Status quo zu verschanzen.¹ Gerade weil die zukünftige Katastrophe diffus erkannt wurde, sucht man Schutz in dickeren Wänden desselben Paradigmas. Die Tödlichkeit des eigenen Lebensstils wird dann inkorporiert oder – in extremen Fällen – sogar gefeiert, wie im Bild am Anfang dieses Kapitels. Doch es kommt keine Panik gegenüber dieser langsam rollenden Katastrophe auf.

Wie wir später noch genauer sehen werden (Kapitel 5), setzt der gesellschaftliche Umgang mit der Klimakatastrophe eine Körper-Geist-Trennung voraus, durch die das Problem zwar rational verstanden und erkannt wird, dieses aber selten körperlich, affektiv oder sinnlich gefühlt werden kann. Tatsächlich ist die moderne Kultur größtenteils dahingehend ausgelegt, die Gewalt gegen Umweltbezüge und nicht-moderne Wesen, welche Rob Nixon (2013) als »slow violence« bezeichnet, zu rationalisieren und jeden körperlichen-sinnlichen Umgang mit ihr zu unterdrücken.

Als illustratives Beispiel hierfür lässt sich eine Szene aus David Lynchs weniger bekanntem Film *The Straight Story* von 1999 heranziehen. In dieser begegnet der Protagonist Alvin Straight auf einem Roadtrip einer Unfallszene. Auf einsamer Landstraße liegt der zerfetzte Körper eines Rehs vor einem zerbeulten Kleinwagen. Die Fahrerin steht sichtlich traumatisiert vor dem blutigen Tierkadaver, Alvin Straight bleibt stehen, nähert sich dieser vorsichtig und fragt höflich, ob er ihr helfen kann, worauf diese in einen verzweifelten Schreianfall verfällt, der sich in voller Länge in Originalsprache zu zitieren lohnt:

»No, you can't help me. No one can help me. I've tried driving with my lights on, I've tried sounding my horn, I scream out the window, I-I roll the window down and bang on the side of the door and play Public Enemy real loud! I have prayed to St. Francis of Assisi, St. Christopher too-what the heck! I've tried everything a person can do, and still, every week, I plow into at least one deer! I have hit thirteen deer in seven weeks driving down this road, mister! And I have to drive down this road! Every day, forty miles back and forth to work! I have to drive to work, and I have to drive home!«²

1 Ich werde diese Analyse implizit im Kapitel 4 »Maschinenmännlichkeit« und explizit im Kapitel 8 »Schutzraum« weiter ausführen.

2 Diese wunderbare Szene empfiehlt es sich hier nachzusehen: <https://www.youtube.com/watch?v=cCsqyOaPsP4>

Der Protagonist kann diesem panischen Ausbruch nur mit betroffener Miene beiwohnen, warten, bis sich die heulend auf- und ablaufende Frau »ausgetobt« hat und wieder zur *Vernunft kommt*. Mehr ist da nicht zu tun. Ihr Verhalten fällt außerhalb des Rahmens des noch Akzeptierbaren und man kann nur abwarten, bis sie wieder von selbst in die normale Gefühlskultur der Moderne findet. Weder er noch sie werden aufhören mit dem Auto und auf dieser Straße zu fahren und also potentiell weitere Rehe zu töten. Das wissen sie beide. Die ökonomische, aber auch kulturelle und soziale Normalität lässt alles andere als unmöglich erscheinen. Nach einiger Zeit beruhigt sich die Frau wieder, klappt ihre beschädigte Motorhaube zu und fährt ab. Beim Einsteigen ruft sie laut heulend aus »BUT I LOVE DEER!«

Es ist diese Vernunft, die jegliche gefühlsmäßige, körperliche Reaktion gegenüber Umweltzerstörung als unvernünftig oder gar wahnsinnig erscheinen lässt, welche die Matrix unserer katastrophalen Normalität bildet. Sicherlich hat sich die Frau geschämt, eine so »unvernünftige« Szene in Reaktion auf einen alltäglichen Kollateralschaden der Moderne abzuliefern. Sie wird ja auch wieder töten. Deswegen läuft sie auch alsbald weg – zurück in den Schutz des Autos (Kapitel 8). Der einzige affektive Platz für Gefühle gegenüber der sogenannten Natur ist jener der sublimierenden, romantisierenden und abstrakten Liebe: Man liebt die Rehe, die unberührten Wälder, die wunderschönen Ozeane, die man nur mit dem Auto erreicht (siehe weiter unten), weil man keine anderen Gefühle zu ihnen zulassen kann. Es ist kein Platz in dieser Normalität für eine Kultivierung der affektiven Basis von Umweltzerstörung: stattdessen lässt sich diese nur in immer krasserem Zahlen ausdrücken. Wir rechnen weiter, wie katastrophal die Lage ist. Panik, Angst, Horror oder Schrecken vor der Umweltkrise aber werden innerhalb dieser gesellschaftlichen Affektordnung nie aufkommen können. Es hängt zu viel vom eigenen Selbst mit ihm Spiel, um darüber in Panik zu verfallen. Man müsste die eigenen epistemologischen Fundamente hinter sich lassen, die dieses bestimmte Umweltverhältnis bedingen – und diese Nabelschau ist mit keinem normalen Alltag vereinbar.

Gefühle aus dem Wurmloch

Wir kennen alle diese Vernunft, wenn wir den Tierkadavern kaum Beachtung schenken, während wir eine »normale« Landstraße entlangfahren oder gehen. Wenn wir uns freuen, dass weniger Insekten an der Windschutzscheibe kleben. Wenn wir weiterreden, während die lärmenden Autos an uns vorbeibrauen